



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Wiener Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle kleine und große Tyrannen dieses furchtbare Geständnis nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, das ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte.“ Ganz im ähnlichen Sinne äußerte sich noch während der ersten Hälfte des Jahres 1792 eine Stimme im Neuen Deutschen Merkur: „Würde die neue Konstitution in Frankreich vernichtet, so würden manche Despoten der Erde kein Bedenken tragen, Europens Völker soweit als es möglich ist, in die Unwissenheit und Barbarei hineinzustürzen, worin der Despotismus viele ehemals so kultivirte Länder von Asien, Afrika und Europa, und besonders das schöne Griechenland hineingestürzt hat.“

Alle Schrecken einer Krisis nach Art der französischen, alle Gefahren, die für andre Länder daraus erwachsen, mußten gegen eine solche Gefahr in den Hintergrund treten.



Wiener Litteratur.



arie von Ebner-Eschenbach läßt in ihrem „Gemeindekind“ den Schulmeister zu Babel in der Eile des Abschieds auf dem Bahnhofs sagen: „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk sie dir! präge sie dir in die Seele, ins Hirn. Sieh acht: wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb, aber ich sehe, das ist dir wieder zu hoch — anders also! In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller des Nachbarn leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbarn den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst. Darum Sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich giebt.“ Diese Worte, die ganz zweifellos nicht bloß die Gesinnung des Schulmeisters, sondern auch die der Dichterin selbst aussprechen, sind sehr merkwürdig, nicht etwa bloß deshalb, weil sie auch sozialistisch angehaucht sind und den Bestrebungen auf dem Gebiete sozialer Reformen beistimmen, sondern weil sie ein Lob unsrer Zeit enthalten. Ja, ein Lob, und

deswegen merkwürdig! Die große Mehrzahl unsrer Schriftsteller gefällt sich ja darin, die Miene des Strafrichters anzunehmen; Männern, denen persönlich nicht weniger als ein idealer Lebenswandel nachgerühmt werden kann, schwingen die Geißel der Satire gegen ihre Zeitgenossen und dünken sich erhaben in ihrem Berufe. Nie hat es eine Zeit gegeben, die in gedankenloser Unzufriedenheit mit sich selbst sich so sehr selbst verhöhnste und zerfleischte wie die unsrige, und da klingt so ein Ton der Zustimmung, der Anerkennung aus dem Munde einer großen und reinen Frauenseele, wie die Ebner eine ist, fremd, neu, überraschend, erhebend, aber auch zugleich nüchtern und wahrhaft. Der Pessimismus, die Philosophie unsres ideallosen Jahrhunderts, hat nachgerade widerliche Formen angenommen. Jeder öde Kopf, der sich in eine Kaffeehausdecke setzt, durchs Fenster beobachtet, was auf der Straße vorgeht, und in Ermangelung des Wises trübselige oder boshafte Glossen macht, hält sich für einen erhabenen Pessimisten, berufen, die Menschheit züchtigend zu bessern. Weil ihm die Liebe fehlt, sieht er auch lieblos und übersieht mit der Hartnäckigkeit der Gedankenarmut die Güte, die selbst auf der Straße liegt. Wirklichkeit und Schlechtigkeit fällt für diese Leute in einen Begriff zusammen. Die Ebner aber, die auch von diesen Herren als eine „Realistin“ untadelhafter Art anerkannt wird, besitzt etwas, was sie turmhoch über diesen Straßenpessimismus und Gossenrealismus hinaushebt: eine hohe sittliche Gesinnung. Sie fühlt sich auch als literarischer Mensch nicht des Gebotes der Nächstenliebe entbunden; selbst wo sie strafen will, versöhnt sie durch ihren Humor, und die Grenzen der Schönheit überschreitet sie niemals. In der „Unverstandenen auf dem Dorfe“ legt sie einem andern Schullehrer in zwei Sätzen ihre ganze Ethik in den Mund, indem sie von ihm sagt: „Er hatte keinen Ehrgeiz, oder den größten, den, keinen zu haben. Auf dem Dorfe wollte er seine Laufbahn beginnen und enden und sie für eine siegreich zurückgelegte halten, wenn er einst die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbänken saßen, um einen Schritt vorwärts gebracht sähe. »Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflicht führt, zur Strenge gegen sich selbst und zur Verachtung der feigen, trägen Schläfrigkeit im Denken und im Thun,« rief er und in seinen blauen Augen glomm ein Lichtstrahl auf. »Es giebt eine Entwicklung des Menschen, einen Fortschritt zum Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich kämpfen.«“ Diese Ethik kann allerdings weder auf dem Boden des Empirismus, noch des rohen, die Wirklichkeit schlechtweg abschreibenden Realismus erwachsen; sie begreift und schafft nur ein stärker Mensch, eine schöpferische Natur, die sich nicht bloß zum Zuschauen, sondern auch zum Mitwirken an den Aufgaben unsres Geschlechts berufen fühlt. Mitwirken aber kann der einseitig realistische oder gar naturalistische Dichter, der doch immerfort nur tadelt, nur die Schwächen aufweist, ohne den Weg zu zeigen, geschweige denn

zu bahnen, den wir zu wandeln haben, nur in sehr geringem Grade. Künstlerisch mitzuwirken vermag nur derjenige Künstler, der der Phantasie seiner Zeitgenossen Ideale giebt, die sie lieben können, und die sie durch die Liebe sich zum Eigentum machen. Darum ist es nur folgerichtig, wenn die Ebner parallel mit ihren humoristischen oder satirischen Bildern der Gesellschaft auch mustergiltige Charaktere schafft, die wir lieben müssen, ohne daß sie dabei — und das ist eben ihre Kunst — die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschritte oder unser Wirklichkeitsgefühl verletzte. Ein solcher idealer Charakter ist gleich das Gemeindefind selbst, das sich in hartem Kampfe mit der gemeinen Bauernschaft, mit der Armut, mit den hartnäckigsten Vorurteilen der Umgebung gegen das Kind eines Gehängten zur Selbständigkeit und zur allgemeinen Achtung durcharbeitet. Ein solches Ideal ist der Kreisphysikus in der gleichnamigen Novelle, der sich mit einem ihm unbewußt guten Kern aus der Befangenheit jüdischer Nützlichkeitsmoral zu rein evangelischer Selbstlosigkeit und thatkräftiger Nächstenliebe läutert. Ein solches Ideal ist Lotti die Uhrmacherin, ist die wahrhafte Bozema, ist die Hofrätin im „Kleinen Roman“ u. s. w. Es muß auf diesen positiv idealistischen Geist der Dichtungen der Ebner mit umsomehr Nachdruck verwiesen werden, als gerade ihre lebhaftesten Verehrer ihren „rückwärtslosen Realismus“ hervorzuheben pflegen. Sie aber macht sich, so oft sie kann, über den Realismus lustig. So in folgender Stelle des „Gemeindefindes“, am Schlusse der Schilderung von Virgils, des verkommenen Gemeindefürten und Pabels Pflegevaters, Wohnung: „So diente denn der Flur als Aufbewahrungsort für die magern Vorräte an Getreide und Brot, für Virgils nie gereinigte Stiefel, seine Peitsche, seinen Knüttel, für sein schmutzfarbenes Durcheinander von alten Flaschen, henkellosen Körben, Töpfen und Scherben, würdig des Pinsels eines Realisten.“ Und noch nachdrücklicher in der merkwürdigen Novelle „Ein Traum“, die ihr neuestes Buch: *Miterlebtes* (Berlin, Paetel, 1889) enthält. Der erzählende Maler steht mit der traumbefangenen Gräfin vor dem Gemälde ihres tragischen Enkelsohnes und spricht: „Das ist das beste, das steht mir höher als manches vielgerühmte Werk der neuen Schule. Möchte wissen, in welche Kategorie die Alteskenner und Nichtskenner den einreihen, der das gemalt hat. Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publikum sich schart. Und nun die Ausführung! Wessen ist sie? Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Nohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluten seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk.“ Bei der grenzenlosen Verrohung des Geschmacks, die unsre Realisten sich im Namen der Wahrheit erlauben zu dürfen glauben, können solche goldne Worte von einer auch von ihnen an-

erkannten Künstlerin nicht oft genug wiederholt, nicht weit genug verbreitet werden. Die Ebner hat auch ihre eignen künstlerischen Grundsätze in diese Worte zusammengefaßt: nie verletzt sie die Schönheit durch die Wahrheit. Ein Kunstverstand von seltner Kraft leitet sie auf allen ihren Wegen, nie war er bewunderungswürdiger als gerade in den Novellen ihres letzten Buches „Miterlebtes.“

Die erste, „Wieder die Alte,“ hinterläßt den Eindruck, als wollte die Dichterin ihren in feigem Pessimismus und in unfruchtbarem Groll sich gefallenden litterarischen Zeitgenossen den Standpunkt klar machen, als wollte sie zeigen, was sie für die Pflicht ernsthafter Menschen hält. Sie greift hinein in die Alltäglichkeit des großstädtischen Lebens, wählt ein Motiv, das allbeliebt ist, zumal bei den sogenannten Realisten, aber sie führt es in ihrer eignen Weise durch. Ein reicher Mann, ein gebildeter Epikureer, wie sie unsre Salons füllen, liebt ein armes Mädchen, eine Lehrerin, Claire Dubois, die verwaiste Tochter eines französischen Tanzmeisters. Ein prächtiges Geschöpf! Tapfer, ehrenhaft und auch sehr hübsch. Sie plagt sich jetzt, um die in der Krankheit ihrer Eltern aufgehäuften Schulden zu bezahlen. Es würde ihr kein Mensch was anhaben können, wenn sie es nicht thäte, aber sie läßt sichs nicht nehmen. Claire lebt von ihrer Heiterkeit, von ihrem glücklichen Temperament, denn wo sie hinkommt, verbreitet sie Sonnenschein, und in den Häusern der Reichen, des beschäftigungslosen Adels, herrscht die öde Langeweile des Müßiggangs. Arnold Bretfeld, ihr verliebter Freier, ist ein Genußmensch der feinsten Sorte. Ursprünglich hat er Tonsetzer werden wollen; aber bald hat er die Erkenntnis gewonnen, daß ihm zum Erfolge als Komponist eigentliche Schöpferkraft fehle; er ist stolz und klug genug gewesen, nach dieser Erkenntnis das vergebliche Haschen und Sagen nach dem Erfolge aufzugeben, und hat sich damit begnügt, sich zum Musikgelehrten auszubilden. Seine steinreiche Familie, die aus lauter Geschäftsmenschen besteht, hat sich in seinen Willen gefügt, ihm genügende Mittel für seine kostspieligen Liebhabereien zur Verfügung gestellt: es schmeichelt ihr, den berühmten Musikkenner zum Bruder und Neffen zu haben. Allein als Arnold mit seiner Absicht, die arme Tanzmeisterstochter zu heiraten, vor die Geldmänner tritt, da hört ihnen der Spaß auf! Dazu haben sie sich den Luxusbruder nicht auferzogen, und in unbeugbarer Weise erklärt ihn das Haupt der Bretfelds für enterbt, wenn er die arme Claire heirate. Und nun geschieht, was man von einem Salonhelden nicht anders erwarten kann: er verläßt Claire. Zum Glück hat das arme Mädchen an einer merkwürdigen alten Baronin eine, nicht materielle, die braucht sie nicht, sondern eine moralische Stütze. Diese Baronin ist durch schweres Unglück, durch den Leichtsinn ihres Mannes, um ihr ganzes schönes Vermögen gekommen. Jetzt ist der einst flotte Husarenoffizier blödsinnig geworden, und Karoline ist Kravattenmacherin geworden, um sich und ihn zu ernähren. Sie lebt mit diesem und mit Claire

zusammen, der sie im Laufe der Jahre eine wahre Mutter geworden ist. Karoline ist ein Wesen von ganz eigentümlicher Größe. Eine herbe Hoheit spricht aus ihr. Sie hat soviel Kummer und Enttäuschung miterlebt, daß ihr „pessimistischer Skeptizismus,“ zu dem sie sich bekennt, ganz natürlich ist. Sie ist mißtrauisch gegen jedermann, den sie nicht schon lange Zeit beobachtet hat, sie haßt alle Formeln der gesellschaftlichen Höflichkeit, sie ist das gerade Gegenteil von Liebenswürdigkeit, ehrlich und wahr bis zur Grobheit. Wenn Claire müßig zu Hause ist, liest sie der alten Freundin aus irgend einem schweren philosophischen Werke vor: mit so kräftiger Geistesnahrung erfrischen sich die beiden Frauen, die jede zur schweren Arbeit verpflichtet sind, ohne von Jugend auf daraufhin erzogen worden zu sein. Karoline ist vom ersten Augenblicke an gegen die Liebchaft ihrer „Pflegetochter,“ wie sie Claire nennt, gewesen; sie ist überhaupt gegen jede Heirat, eine Folge ihres grundsätzlichen Pessimismus; Kinder zur Welt bringen, heißt nur das Elend der Welt vermehren. Sie sagt das dem verliebten Arnold in Clairens Abwesenheit rundweg ins Gesicht, und als er einwendet: „Sie warnen mich, meine menschlichen Bestimmungen zu erfüllen, dem Gesetze der Natur zu folgen?“ da zürnt sie: „Die Natur! Berufen Sie sich auf die! Die Natur, die uns berührt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaft hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend verkommen zu lassen, die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt — ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unfähig blöde. Ja, die Natur — der Natur muß man folgen!“ Sie läßt ihre Hände, die sie an die Schläfen gepreßt hat, an das Gesicht herabgleiten und drückt sie nun, fest verschränkt, an die Brust. „Man muß nicht,“ spricht sie nach einer Weile ruhig und eindringlich, „wenigstens nicht, ohne sich zur Wehre gesetzt zu haben. Man muß niemals thun, was alle thun.“ Allein die beiden jungen Leute hören nicht auf die Worte der weisen Frau, und Karoline ist zum unthätigen Zuschauen gezwungen, bis die Katastrophe kommt, bis sich der Charakter Bretfelds in seiner Schwäche offenbart. Karoline ist gar nicht überrascht davon, sie selbst hat ihn mit haarfcharfer Kritik dahin gebracht, sich klar über sich selbst zu werden, zu erkennen, daß er die Vorteile des Reichthums nicht vermiffen und sie durch die entbehrungsreiche Ehe mit dem armen Mädchen nicht ersetzt fühlen kann; mit einem traurigen Gefühle der Befriedigung sieht die Skeptikerin ihre Voraussicht bestätigt. Aber nun, da Claire aus Gram über die Enttäuschung so lebensunlustig geworden, wie sie früher unternehmend gewesen ist, nun ist es an Karoline, ihre Philosophie zu Ende zu führen: „Und was treibt dich aus der Welt? Ein Glück, das in deinem Falle allerdings ein ganz unerhörtes gewesen wäre, ist dir nicht zu Theil geworden. Aber du hattest auf das Unerhörte gebaut, es angesehen als ein dir zukommendes; du fühlst dich in deinem Rechte gekränkt und gehst aus dieser ungerechten Welt. Sieh dich um bei

deinen Berufsgenossinnen — wie viele von ihnen haben ein dem deinen mehr oder minder ähnliches Schicksal nicht gehabt? Wie viele haben ein schlimmeres erfahren? Nun, sie leben, sie leisten, sie tragen die eigne Last, und wenn es sein muß, wohl auch die anderer, die minder beladen, aber schwächer sind als sie. Du wandelst gleichgiltig an ihnen vorüber — ich sage dir, beuge dich vor jeder, jede von ihnen ist mehr als du! Du lässest die Hände sinken, ehe die Zeit zur Rüste gekommen; du hättest hier noch manches zu thun, deine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, ein heiliges Versprechen noch nicht eingelöst; aber gleichviel — du gehst und — kannst gehen.“ — „Karoline!“ ruft das Mädchen mit inbrünstigem Flehen um Schonung. — „Und kannst gehen!“ wiederholt die alte Frau unerschütterlich. „Ich bin da. Ich habe noch Kraft übrig für deine Aufgabe (die Elternschulden zu tilgen), die meine ist gethan. Komm, überzeuge dich.“ Und sie führt sie vor die Leiche ihres kurz vorher verschieden schwach sinnigen Gatten: ein Antlitz voll Schönheit. „Ich hätte dich eigentlich nicht hierher führen sollen, der Anblick ist nicht angethan, vom Tode abzuschrecken. Aber glaube mir, so kommt er denen nicht, die sich ihn erzwungen haben. Claire“ — sie legt den Arm um ihre Schutzbefohlene und zieht sie an ihre Brust — „nicht zu hastig, liebes Kind, warten wir in Geduld, bis sie kommt, die große Stunde, vielleicht tritt sie auch uns so freundlich an wie den! Was meinst du?“ Das Mädchen richtet sich an ihrer Freundin empor, und es ist etwas von dem heiligen Mute der Märtyrer in dem Tone, in welchem sie spricht: „Ich wills versuchen.“ Und in der That, es gelingt ihr. Nach einiger Zeit ist Claire die alte wieder und thut ihre frei gewählte Pflicht.

So sieht der Pessimismus der größten lebenden Dichterin der deutschen Gegenwart aus. Daß sie Pessimistin ist, steht außer Zweifel, denn sie giebt der alten Baronin in der Hauptsache Recht; aber sie schmiedet daraus keinen gemeinen Haß gegen die Menschen, sie warnt vor der feigen Verzweiflung. Werft nicht die Flinte ins Korn! ruft sie uns zu, greift in euer eignes Herz, erinnert euch eurer Menschenwürde, ihr steht über der Natur, ihr habt eine Kraft im Busen, die die Natur nicht kennt: die Kraft der Sittlichkeit, thut eure Pflicht, und es läßt sich leben. Jeder andre moderne Realist hätte aus dem Schicksale Claires, die sich ohne Gnade hätte umbringen müssen, eine gewaltige Anklage gegen die gemeinen Menschen geschmiedet, Fräulein Marriot, von der wir noch sprechen werden, zu allererst. Die Ebner ist vornehmer, sie kann der Liebe nie entbehren, und darum ist sie auch als Dichterin so groß. Wie hoch steht dieser erhabene Pessimismus über den sogenannten „Entrüstungs-pessimismus“ des Norwegers. Die Kunst in dieser Novelle ist nicht minder bewunderungswürdig als ihr Gehalt. Alle Figuren stehen in runder Körperlichkeit vor uns. Wieviel ist geschehen, um Bretfeld in aller Schwäche lebenswürdig zu machen! wie köstlich sind die Einblicke, die uns die Erzählerin in das gelangweilte Grafenhaus Meiberg, wo Claire Unterricht giebt, erteilt!

Alle diese Menschen sind in ihrer humoristischen Beleuchtung so lebensvoll geschaffen, als wären sie der letzte Zweck der Erzählung. Ebenso gelungen ist das Bild der Bretfeldischen Familie, und das Meisterstück ist die Baronin Karoline, der Philosoph, der selbst eine poetische Gestalt werden mußte.echt Wiener Kolorit umhüllt die ganze Erzählung.

Aus derselben Gesinnung ist die zweite, kürzere, aber poestiereiche Novelle des Buches: „Ein Traum“ entstanden. Die Gräfin v. T. hat das denkbar größte Leid erfahren, das eine Mutter erfahren kann: sie hat ihren Sohn verloren, ihre zwei Enkelsöhne, und deren Mutter ist zu Paris verdorben. Der sittliche Untergang der letztern hat den Tod des Mannes zur Folge gehabt; der eine Enkelsohn, ein hoffnungsvoller Maler, ist im Duell gefallen, das er herausgefordert hatte, weil die Ehre seiner Mutter angegriffen worden war. Er wußte nicht, daß nichts zu retten war. Der andre ist auf einer Gensjagd gefallen. Die alte Gräfin, eine Greisin von fast überirdischer Schönheit, hat alles das erleben und überleben müssen. Aber das Schicksal hat Erbarmen, die Gräfin ist zeitweilig geistesabwesend, sie führt stundenweise ein Traumleben, sie verliert da ihr Gedächtnis, und dann geht sie nachtwandlerisch im Schlosse, das einsam in einer fruchtbaren Gegend Mährens gelegen ist, einher und erwartet die Wiederkehr ihrer Kinder. Zur Abendstunde muß das Schloß taghell beleuchtet sein, damit sie nicht, wie es einmal geschehen ist, von den Ankommenden überrascht werde. Vormittags pflegt die Gräfin bei klaren Sinnen zu sein und dann schwermütig zur Schloßkapelle zu wandern, um an der Gruft ihrer Kinder zu beten. Gegen ihre Diener und Nachbarn ist sie von der thätigsten Liebe erfüllt, und man verehrt sie scheu, da der Arzt sie doch nicht für geisteskrank hat erklären wollen.

Dieses erhabne Bild, worin der höchste Schmerz durch Schönheit gebändigt erscheint, ist in kunstvoller Weise dargestellt. Ein Maler, den schlechtes Wetter und Fehlgehen zufällig ins Schloß verschlagen haben, erzählt die Geschichte. Er hat das richtige Auge für die Greisenschönheit, für die traumhafte Stimmung, er ist als Künstler mehr begabt, über die tragische Gestalt zu urteilen, als der junge Irrenarzt, den die Verwandten der Gräfin zum ständigen Begleiter der Kranken gemietet haben, und der in seiner jugendlichen Ungeduld als Gelehrter sich bei dem einfachen Fall langweilt. Der Arzt fühlt sich überflüssig und wird durch den Zwang seiner Stellung sogar sehr unliebenswürdig: ein vorzüglicher Gegensatz zu dem Maler, der voller Teilnahme zwölf Stunden im Schlosse der Gräfin verbringt.

Den Schluß des Buches füllen zwei muntere, feine Kleinigkeiten von echt wienerischer Färbung, „Der Muff,“ worin sich die Dichterin selber in ihrem Verkehr mit ihrem Mann, dem General a. D. Ebner-Eschenbach zeichnet; dann „Die Kapitastinen,“ eine Humoreske, die wohl mit der älteren berühmt gewordenen „Die Freiherren von Gemperlein“ den Vergleich aushält.

Weder zu dieser Höhe der Weltanschauung noch zu dieser geläuterten Kunst der Ebner hat sich die um eine Generation jüngere „Emil“ Marriot in ihrem „Roman aus den bürgerlichen Kreisen“: Die Unzufriednen (Berlin, Freund und Seckel, 1889) erhoben. Mitleid mit der armen und leidenden Menschheit ist die Seele des Pessimismus der Ebner, ihr Ich hat sich erweitert zum Ich der Gesamtheit, der allgemeinen menschlichen Natur, und weil sie voll von Nächstenliebe ist, dient sie auch der Schönheit, denn nicht verletzen, nicht peinigen, sondern erheben und trösten will sie den Leser, und weil ihre Seele so klar und so groß ist, darum hat sie auch den Humor gefunden, jenen Triumph des freien, kraftvollen Genius, der das Kleine klein, das Große groß zu schauen weiß. Emil Marriot findet sich noch im Gegensatz zu einem großen Teil der Menschheit, Haß und Entrüstung und Verachtung haben ihr die Feder in die Hand gedrückt, schonungslos geht sie den Menschen zu Leibe. Darum kennt sie auch die Schönheit nicht, darum denkt sie beim Schreiben nicht an den Leser, dem sie kein Leid erspart, das sie selbst erlitten hat, darum hat sie auch keinen Humor, denn sie ist selbst noch vielfach befangen in den Leidenschaften, die sie geißelt, darum peinigt und quält sie uns, anstatt uns zu führen und zu erheben. Ihr ist es nur um die Satire zu thun, um die ethisch-kritische Wirkung. Sie steht in den Dingen, nicht frei darüber. Auch sie führt Schopenhauer im Munde, aber wie so viele, hat sie sich wohl seine weltchmerzlichen, nicht aber seine ästhetischen Lehren zu eigen gemacht. Man muß aber auch billig sein und bei dem Vergleiche der zwei so ungleichen Wienerinnen die Herkunft bedenken. Die Ebner ist eine geborne Gräfin; ihr dichterischer Geist konnte sich in einer zwar nichts weniger als holden, aber doch vor dem gemeinen Jammer des Lebens geschützten Umgebung entwickeln. Die Marriot, überdies noch das Kind der weit unruhigeren Zeit der sozialen Frage, stammt aus einer bescheidenen Beamtenfamilie. Beide Frauen sind Autodidakten. In einem Bruchstück ihrer Jugendgeschichte verrät die Freifrau, daß es mit der wissenschaftlichen Erziehung in den adelichen Häusern Österreichs in den dreißiger Jahren nicht eben glänzend bestellt war. Noch in der letzten Novelle „Wieder die Alte“ kämpft die Ebner gegen das Vorurteil der alten Adlichen, daß viel Wissen praktisch untauglich mache, sie kämpft mit den Waffen des Humors. Die Marriot hat sich von unten herausarbeiten müssen; nicht einmal die Wohlthat einer guten Gesellschaft ist ihr in der Jugend zu teil geworden. Und wie da unten die Menschen derber sind, als in den adelichen Schlössern und Palästen, so ist auch die Tonart der Dichterin heftiger, leidenschaftlicher, grimmiger geworden als oben. Der Humor ist ihr vergangen, wo sie tief hassen gelernt hat. Und aus diesen Erfahrungen hat sie eben ihre Schilderungen der bürgerlichen Kreise entworfen: der Auffschrei einer gemarterten Frauenseele über die Verkommenheit der Umgebung, in die sie das Schicksal gestellt hat. Und wie sehr man sich auch sträuben mag zuzu-

gestehen, daß viele solcher Familien wie die der Nordenbergs in Wien vorhanden seien, viel, viel Wahrheit enthält dieses Buch doch, typische Wiener Charaktere, typische Wiener Zustände, typische Wiener Gesinnung. Es ist ein Originalwerk in jeder Beziehung, mit stark persönlichem Gepräge auch in seiner zuweilen unbeholfenen Form, und die intensive Phantasie der Erzählerin läßt uns nicht los, bis wir zu Ende gelesen haben, so peinigend und qualvoll die ganze etwas einförmige Tonart, so unsympathisch die ganze Gesellschaft sein mag, in die sie uns halb wider unsern Willen hineingezogen hat!

Die Handlung der „Unzufriedenen“ wiederzugeben ist sehr schwierig, weil sie hinter der breiten Charakteristik der Zustände und Menschen zurücktritt; sie entwickelt sich auch erst spät in dem weitläufigen Buche. Im Mittelpunkt steht die Familie Nordenberg. Der Vater, ein nicht ganz freiwillig verabschiedeter höherer Beamter, weiß mit seiner Zeit und seiner immerhin noch rüstigen Kraft nichts anzufangen, steckt vom Morgen bis in die Nacht im Kaffeehaus beim Tarockspielen oder im Wirtshaus, verbraucht seine nicht unbedeutende Pension meist für sich selbst, obgleich eine Frau und eine erwachsene Tochter Mignon zu Hause sind, die auch leben wollen. Er ist ein gemüßfüchtiger Schuft, dem es gar nicht darauf ankommt, alle zwei Jahre Bankrott zu machen und im Ausgleich die Gläubiger zu betrügen. Seine Frau, nicht minder leichtfertig, eine ehemalige Schauspielerin, sitzt den ganzen lieben Tag hinter einem französischen Sensationsroman und kann selbst mit ihren Kindern von nichts anderm als von der „Liebe“ sprechen. Zusammen mit ihnen wohnt ihre verheiratete Tochter Laura mit ihrem Manne und zwei kleinen schmutzigen Kindern. Laura und ihr Mann haben sich in toller Leidenschaft unbedacht geheiratet; er war ein schöner Offizier, der vom Schwiegervater leben zu können hoffte; sie eine eitle, kokette Gans. Er hat aber den Abschied nehmen müssen und lebt nun von einem kleinen Gehalt als Postbeamter, da er wegen seiner Unbrauchbarkeit auch im Amt nicht vorwärtskommt. In diesem Hause herrscht ewig Hunger, ewig Geldmangel, obgleich nach außen hin einiger Anstand gewahrt wird; nie wird von was anderm als von Heirats- und Liebesachen gesprochen, die Phantasie der jungen schönen Mignon ist von Kindesbeinen auf vergiftet. Mignon ist ein echtes Wiener Kind: eigentlich gutmütig, aber ihre Erziehung hat sie verdorben zu einem frech herausfordernd koketten Wesen, obwohl sie körperlich rein geblieben, auch in Wahrheit so schlecht nicht ist. Aber wenn sie immerfort anhören muß, daß es ihr einziger Beruf sei, einen reichen Mann zum Heiraten zu erhaschen, wenn sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit ausgelacht wird, wenn sich in ihrem jungen Herzen die Sehnsucht nach all den schönen Gütern des Lebens der reichen Mädchen regt, die sie hinter den Schaufenstern der großen Warenlager in der Stadt glühend bewundert, so muß ein solches Mädchen erbittert, trotzig, neidisch, zerfahren, leidenschaftlich, frech und spröde zugleich werden, wie sie die Marriot in vortrefflicher Lebenswahr-

heit geschildert hat. Ihre verheiratete Schwester Laura schürt noch das Feuer, vermehrt ihre Unzufriedenheit durch Beispiel und Worte, und es ist nicht zu verwundern, daß Mignon anstatt zu Hause zu bleiben es vorzieht, in verdächtiger Weise in den schönen Straßen der volkreichen Großstadt herumzuzuwandern, mit Männern vielsagende Blicke zu wechseln, um sie dann, wenn sie sich nähern, höhnisch und grob abzuweisen. Sie haßt ihre Familie, ist aber auch bei aller Eitelkeit mit sich selbst unzufrieden. Meisterhaft wird nun ihre Geschichte mit dem Arzt Dr. Zastrow geschildert. Auch er ist bei lieblosen Eltern aufgewachsen, seine Mutter hat zum zweitenmale geheiratet, einen Mann, der den Knaben haßt, auch sie ist dadurch gegen ihr eigenes Kind herb geworden. Aber Zastrow ist eben ein Mann, mit strenger Willenskraft hat er seine Studien zu Ende gebracht, bis er „Sekundarius“ im Allgemeinen Krankenhause geworden ist; seinem Wesen ist ein mißtrauischer Zug, eine verletzende Zweifelsucht geblieben, es ist nichts von Schwärmerei in ihm, alles zersetzende, weltverachtende Kritik. Die koketten Versuche Mignons, deren Schönheit ihn bezaubert, wehrt er ab, aber er kann doch nicht von ihr lassen. So leben die zwei seltsamen Menschen in einem langen Kampfe, der Mignon läutert, bis sie schließlich, aufs erbärmlichste von den Ihrigen verraten und verlassen, sich dem strengen Sittenrichter auf Gnad und Ungnade an den Hals wirft und nun doch seine Frau wird. Das ist alles, wenn auch breit und schleppend, so doch mit großer Kraft und Wahrheit dargestellt.

Im Gegensatz zu den Bettlern Nordenberg steht die Gruppe der reichen Schwester Zastrows, Elsa und ihrer Mutter. Zufriedenheit ist auch hier nicht zu finden. Die gichtische Mutter ist ein altes, zänkisches, geschwätziges, quälendes Weib, bei dem die junge Elsa ein freudloses Dasein führt. Da trifft sie nach Jahren wieder auf den schönen Klaviervirtuosen Sergei Manesco, den sie leidenschaftlich liebt, von dem sie jedoch damals nach dem Befehle ihres Vaters hat lassen müssen. Nun ist sie Herrin ihres Willens, nun läßt sie alle Vernunft fahren und befriedigt ihre Leidenschaft, indem sie Sergei, den Apollo, heiratet. Allein sie hat auch einen schlechten Kerl an ihm gewonnen. Sergei ist ein unzufriedener, zerrathener Mensch, ein halbes Talent, nur ein Virtuose, seine eignen Tondichtungen können keine Anerkennung erringen. Überdies ist er launisch, er kann sich nicht beherrschen, fühlt sich als Künstler über die Menschheit erhaben; auch ein frivolster Mensch ist er, tausend Liebschaften hat er schon gehabt, und jetzt gerade hat er sich aus Ungarn ein schönes, unschuldiges Kind mitgeschleppt, das seine Sklavin ist, das er aber unbedenklich Elsen opfert, nicht weil er diese mehr liebt, sondern weil Elsa die reiche Braut ist, die seine Schulden, deren er nicht wenig hat, bezahlen soll. Das verlassene Kind bringt sich um. Es kommt infolge dessen zu einem Duell zwischen Sergei und seinem Jugendfreunde Max Hell, der sich in die Verlassene verliebt hat. Auch dieses Duell ist echt wienerisch. Sergei wird an der Schläfe

verwundet, fällt als tot hin, aber schließlich nimmt selbst die grimme Marriot Rücksicht auf ihr Publikum, sie läßt Sergei mit dieser Strafe davonkommen, er erwacht zu neuem Leben mit der trostlosen Elsa.

Den Inhalt des Romans haben wir freilich damit noch lange nicht erschöpft, aber das Mitgeteilte wird zu seiner Charakteristik genügen. Wie zersetzend auch die Darstellungsweise der Marriot anmuten mag, in der reinen und keuschen Zeichnung des tragischen Geschöpfes Ilona, des Opfers des Don Juans Sergei, hat sie gezeigt, daß sie sich zu vornehmer, wahrhaft poetischer Erzählung erheben kann, und man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie mit der Ruhe der reiferen Jahre die Muse der Schönheit dem Pathos des Hasses vorziehen wird. Ob sympathisch oder nicht: eine ehrliche Schriftstellerin ist Emil Marriot. Sie hascht nicht nach Wirkungen, die sich nicht aus der Sache ergeben, sie kokettirt nicht mit ihrer Kunst, es ist immer so, als schriebe sie sich den Roman vom Leibe, vom Herzen, nur um sich selbst zu genügen. Darum, bei allen Schwächen, seine unmittelbare Wirkung.

Spröde und herb ist die Muse Ferdinands von Saar. Sie erscheint selten auf dem Plan, es sind ihr auch bisher nur wenig Kränze geflochten worden, nicht zum wenigsten wohl deshalb, weil sie die Wahrheit über alles liebt. Sie mengt sich nicht unter den großen Troß der ästhetisirenden Schöngelister oder der emsig in den Tag hinein schaffenden Schriftsteller. Thätige Einsamkeit ist das Element, in dem sie sich wohl fühlt. Sie ist zu empfindsam, um das Gewühl der Menschen und deren durch einander schwirrende Meinungen zu vertragen, zu weich, um ohne große innere Ergriffenheit an den unausgeglichenen Schäden der öffentlichen Zustände vorüberzugehen, zu schwach, um auch nur litterarisch in die wirkliche Welt kämpfend einzugreifen, darum begnügt sie sich, von Zeit zu Zeit ein halb satirisches, mehr aber noch elegisches Sittenbild hinauszuschicken. Nur in der Lyrik erhebt sich Saars Muse zu leidenschaftlichem Pathos; aber seine Lyrik ist, wie die fast aller modernen Dichter, wenig angehört worden. Als Novellist ist Saar bisher noch am erfolgreichsten gewesen. Er beobachtet sehr gut. Er kennt die Welt, die man vorzugsweise die „Gesellschaft“ zu nennen pflegt, er kennt insbesondere die Wiener Gesellschaft, den hohen Adel, die jüdische Geldaristokratie, die Beamten- und Offizierskreise, die litterarische Welt. Auch sein kürzlich erschienenenes drittes Bändchen der „Novellen aus Oesterreich“: Schicksale (Heidelberg, Georg Weiß, 1889) legt Zeugnis dafür ab. Es hat seinen guten Sinn, wenn Saar seinen Novellen die nähere Bestimmung „aus Oesterreich“ giebt. Es ist ganz eigentlich österreichische Luft, die man in ihnen atmet. Sie führen uns meist nach Wien, feltner ins mährische Flachland, einmal nach Prag, ein andermal an die nordsteirische Grenze, niemals aber über Oesterreich hinaus. Oft genug wird die österreichische Geschichte, die Saar seit vierzig Jahren und länger mit erlebt hat, berührt, Saar erzählt nur Miterlebtes. Er ist ein strenger

Realist, der zuweilen wirkliche Ereignisse nur leicht verschleiert darstellt. Er schildert mit guter und für viele belehrender Sachkenntnis; er giebt Sittenbilder zur Kulturgeschichte jener Gesellschaftskreise, in denen er als persönlich liebenswürdiger Mann Jahre lang verkehrt hat und noch immer verkehrt. Von seiner Jugenderziehung her — Saar war Soldat — ist ihm aber der rege politische Sinn geblieben, er sieht alles, was er erzählt auf dem Hintergrunde der politischen Ereignisse Österreichs.

Nirgends mehr als in der kleinen Novelle *Vae victis!* erhebt sich sein Blick zu historischer Höhe, wobei nur zu bedauern ist, daß ihm seine enge Begabung nicht ermöglicht hat, seinen Stoff, wie es sich gebührte, in dem großen Stile des Romans auszuführen, denn die kurze inhaltsreiche Erzählung mutet nur wie die Skizze zu einem größern Gemälde an. Sie führt uns in die ersten sechziger Jahre, wo das Parlament nach langer „Sistierung“ wieder tagte. Im italienischen Kriege hatte die österreichische Armee nicht bloß die Niederlage auf dem Schlachtfelde erlitten, sondern auch ihr Ansehen in der Heimat eingebüßt. Bis dahin hatte sie das Ruder der Regierung in der Hand, nun mußte sie den Bürgerlichen Platz machen. Wien berauschte sich damals an den glänzenden Reden der Advokaten im Abgeordnetenhaus. An dem tragischen Ende des einst siegreichen Generals Brandenburg hat Saar diesen Umschwung der öffentlichen Meinung typisch veranschaulicht; er ist übrigens einer wirklichen Begebenheit gefolgt (Gablenz). Die Frau des Generals, die kalte, stolze Corona, verachtet ihren Mann, der ohne Vorbeeren von Solferino zurückgekehrt; ihr Herz hat sich leidenschaftlich einem (von Saar wohl absichtlich unbenannten) „Doktor“ zugewendet, der im Parlament und in der Presse durch seine glänzende Rhetorik wahre Triumphe feiert und die Minister erzittern macht. Aus Gram über die Treulosigkeit seines Weibes und weil er glaubt, daß er in der That, wie jener Doktor sagt, in die neue Zeit des nahenden „volkswirtschaftlichen Aufschwungs“ nicht mehr passe, erschießt sich der stolze General und räumt damit das einzige Hindernis für die Verbindung Coronas mit dem Doktor aus dem Wege. Allein auch die Blütezeit des Doktors geht bald vorbei; zur Regierung berufen, beweist er bald seine praktische Unfähigkeit und verscherzt sich die öffentliche Gunst.

In einer andren Novelle „Haus Reichegg“ schildert Saar einen alten österreichischen Diplomaten aus der Metternichschen Schule, einen jener finstern Absolutisten und Alerikalen, die mit am Konkordat geschmiedet haben. Von Goethe und Schiller, deren Büsten Baron Reichegg gleichwohl auf seinem Tische stehen hat, sagt er: „Das waren zwei große, gewaltige Geister, und ich bin stets in Gesellschaft ihrer Werke. Aber man darf sich von ihren Ideen nicht fortreißen lassen; denn Phantasie und Wirklichkeit sind zweierlei.“ Einen dritten typischen Österreicher schildert Saar in dem alten Landespräsidenten, dem Helden der schönen Novelle „Der Erzellenzherr.“ „Jahre gingen dahin,“

erzählt dieser von seiner Laufbahn. „Schwere Schicksale waren inzwischen über unser Vaterland hereingebrochen, und man rang, wie schon so oft, nach einem Halt. Ich war dabei in meiner amtlichen Stellung sehr rasch befördert worden, und als jetzt die Zeit ratloser Versuche begann, stellte mich ein Ministerium, das man über Nacht gebildet hatte, an die Spitze einer Provinz, die infolge nationaler Sonderbestrebungen in sich gespalten war. Ich spreche nicht gern von meinem dortigen kurzen Wirken. Dasselbe (!) hat in der öffentlichen Meinung eine harte Beurteilung erfahren; ich selbst kann nur sagen, daß ich meine Pflicht gethan. Verhältnismäßig war meine Stellung eine viel zu bedeutungslose, als daß ich eine historische Rechtfertigung erwarten dürfte; aber spätere Geschlechter werden jedenfalls erkennen, wie schwer, wie unmöglich es uns überhaupt gemacht war, erspriessliche und dauernde Zustände zu schaffen. Wer Kraft entwickeln will, muß festen Boden unter den Füßen haben; auf schwankender Grundlage hat man die äußersten Anstrengungen nötig, um sich nur aufrecht zu erhalten. Und in dieser Lage waren und sind unsere Staatsmänner — war und ist Osterreich seit langem. Das muß man erkennen, um nicht an sich selbst und andern irre zu werden.“ Nur ein sehr genauer Kenner Osterreichs konnte, typisch für einen ganzen Stand, diese bedeutsamen Worte niederschreiben.

(Schluß folgt)

Wien

Moriz Necker



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weiteres zur Ueberfüllung der höhern Berufsarten. Der Unterschied zwischen den höhern und niedern Berufsarten hat sich durch den Umschwung in den staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen unsres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten bedeutend verschoben. Bei den engen staatlichen und wirtschaftlichen Zuständen auch noch im Anfange und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war der Inhalt der Thätigkeiten, die man zu den höhern Berufsarten zu rechnen pflegt, ein wesentlich anderer, als er es jetzt ist. Die Veränderung hat in den gesetzlichen Bestimmungen über die Vorbildung der höhern Beamten nur geringen Ausdruck gefunden; namentlich diese Versäumnis trägt dazu bei, daß auch anderwärts als nur bei der Beamtenlaufbahn irrige Meinungen über die Bedeutung der höhern Berufsarten herrschen. Der Unterschied gegen früher ist aber folgender. Ueberall, wo sich ein Berufszweig völlig oder doch nahezu nach Möglichkeit von den andern abschließt, wofür eben ein Beispiel die Zunftverfassung bildet, nimmt derjenige eine höhere Stellung in diesem Berufe ein, der am längsten darin